

Gott und einander suchen!

Predigt von Bischof Hermann Glettler beim Ökumenischen Gebetsabend, 22. Jänner 2022 in St. Pirmin, Innsbruck. Motto der Weltgebetswoche: „Wir haben seinen Stern im Osten gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“ (Mt2,2)

Einleitung: Liebe Schwestern und Brüder! Auch wir sind gekommen – aus den unterschiedlichen Gemeinden und christlichen Konfessionen unserer Stadt. Das Motto der diesjährigen Weltgebetswoche trägt den bewegenden Drive des weihnachtlichen Geschehens in sich: „Gott hat sein Volk besucht“ (Lk 1,68). Weil Gott in der Person des Jesus von Nazareth nicht nur kurz auf dieser Welt „vorbeigeschaut“ hat, sondern sich auf eine reale Weggemeinschaft mit uns eingelassen hat, müssen auch wir uns auf den Weg machen – aller Selbstgenügsamkeit und kollektiven Müdigkeit zum Trotz. Unter uns sind Christen, die tatsächlich ihre Heimat im Osten – in Syrien, im Libanon, im Iran – verlassen mussten, weil ihre Häuser zerbombt oder weil sie selbst aufgrund ihrer politischen Überzeugungen oder ethnischen Zugehörigkeiten verfolgt wurden. Unter uns sind also Suchende nach einer neuen Heimat, nach Gott und Menschen, die sich nicht in ihrer Satttheit verbarrikadieren.

1. Aufbruch trotz Trägheit und Müdigkeit

Die drei Weisen aus dem Orient, Wissenschaftler der damaligen Zeit, haben sich auf den Weg gemacht, sie sind aufgebrochen, um den „neugeborenen König“ zu suchen. Sie hatten keine präzisen Informationen, aber das Zeichen am Himmel als Auftrag verstanden. Sie hätten allen Grund gehabt, zu Hause zu bleiben. Sie waren etabliert, gut gebildet und vermutlich auch wohlhabend. Mit erstaunlicher Entschlossenheit sind sie aufgebrochen – ohne die Destination ihrer Reise zu kennen. Sie haben ihr vertrautes Umfeld, ihre Komfortzone und Sicherheit verlassen. Von einer Sternkonstellation ließen sie sich aus der Reserve locken. Es war ihnen klar, dass es über ihr Wissen, ihre Kompetenz und ihr beschränktes Meinungskorsett hinaus noch einen größeren Horizont geben musste. Auf dem Weg haben sie vieles durchgemacht, sich verlaufen, die falschen Berater konsultiert, eine ganze Stadt in Erschrecken versetzt und letztlich durch viel Unsicherheit hindurch doch das Ziel erreicht. Ihr Aufbruch ist faszinierend – bis heute!

In Aleppo habe ich im März 2018 bei einem Besuch mit einer kleinen Caritas-Delegation Father Sami SJ kennengelernt. Während der schrecklichen Jahre der Bombardierung hat er ein Team von muslimischen und christlichen jungen Leuten gebildet, um täglich 8.000 Menüs zu kochen und in den Trümmern der zerbombten Stadtteile an die Hungernden zu verteilen. Die Leute haben diese beeindruckende Gruppe der Lebensretter einfach als „Jesus-People“ bezeichnet. Ein Leuchtturm ökumenischer und interreligiöser Zusammenarbeit – ein Aufbruch aus der Angst und exklusiven Besorgtheit um das eigene Befinden. Wir haben nicht diese extreme Situation, aber dennoch sind wir als Jesus-People gefragt. Wir müssen Jesus, unseren König suchen, der uns in den verzagten, verhärmten und frustrierten Menschen unserer Zeit um Zuwendung bittet. Diese Suchbewegung ist nicht leicht. Wir können vieles nicht verstehen – und haben uns vielfach voneinander entfremdet. Dennoch: Wir brauchen den heiligen Aufbruchsgeist der Sterndeuter, um Gott und einander mit neuer Leidenschaft zu suchen!

2. Eine synodale Weggemeinschaft

Die „Fremden“ aus dem Osten sind heute für uns Schrittmacher einer synodalen Kirche – inmitten einer pluralen Gesellschaft. An jedem Arbeitsplatz, in jeder Schule und in nahezu jeder Nachbarschaft – in der Stadt und am Land – gibt es kulturelle und religiöse Vielfalt. Wir sind als Kirchen, als Jesus-People unterwegs inmitten dieser bunten Karawane. Wir erleben diesen Zug der unterschiedlichsten Überzeugungen und Weltanschauungen als Bereicherung und als Herausforderung zugleich. Ganz

schwer wird es, wenn an die Stelle von Achtsamkeit und Respekt Intoleranz und Brutalität treten. Durch unselige Debatten und Zerwürfnisse sind wir einander in den letzten Monaten fremd geworden. Ja, wir brauchen das heutige Gebet für uns und für unsere Gesellschaft, damit wir den mühsamen Weg zueinander wieder neu wählen können – trotz und in aller Diversität, Meinungsvielfalt und Unsicherheit! #LassUnsReden heißt eine Initiative, die vor einigen Tagen gestartet wurde. Ich empfehle diese Dialog-Offensive, weil es normal ist, dass wir unterschiedliche Überzeugungen haben – doch in allem weit mehr, was uns verbindet, als was uns trennt. Bitte, führen wir viele Gespräche dieser Art – ohne Vorwurf, mit größtmöglichem Respekt.

Bei der schon erwähnten Syrienreise 2018 stießen wir in Homs auf die Spuren des beeindruckenden Jesuitenpaters Frans van der Lugt. Als in der Stadt längst der syrische Bürgerkrieg tobte, ging er nicht weg. Als die Artillerie der Armee ganze Stadtteile einäscherte, als Hunderttausende flohen und von den einst 60.000 Christen am Ende ganze 66 blieben, ging er auch nicht weg. Als die Kirchen in Trümmer sanken, blieb er als Beschützer von ein paar Dutzend Familien, die im Kloster Schutz gefunden hatten, Christen wie Muslime. Im Frühjahr 2012 hatte die Belagerung der Altstadt begonnen, Ende 2013 verhungerten die ersten Menschen. In einer seiner letzten Videobotschaften sagte er: "Ich habe mit ihnen die guten Zeiten geteilt, nun teile ich den Schmerz mit ihnen." Als schließlich die Stadt befreit wurde, zerrte ein Vermummter Frans van der Lugt aus dem Haus und erschoss ihn. Der Friedens-Märtyrer Pater Frans zeigt uns, was es heißt, das Leben, die Kultur und das Elend mit anderen zu teilen. Er gibt uns ein heiliges Zeugnis einer synodalen Weggemeinschaft.

3. Letztlich niederknien und anbeten

Die Weisen aus dem Morgenland brachten hervorragende Geschenke – Gold, Weihrauch und Myrrhe legten sie dem neugeborenen König zu Füßen. Aber das Wesentliche wurde ihnen geschenkt. Sie sind dem lebendigen Gott in der einfachen, bescheidenen Gestalt des Jesus von Nazareth begegnet. Erstaunlich ihre Reaktion: Die Weisen knieten nieder und beteten an. Niederknien und Anbeten! Es klingt so einfach und ist es doch nicht. Im Jesuskind in der Krippe haben sie den lebendigen Gott, der sie auf geheimnisvolle geführt hat, entdeckt. Die Großen, die Gelehrten, die Welterfahrenen machen sich klein, weil Gott sich klein gemacht hat. Sie erfahren ihn selbst als das eigentliche Geschenk. Anbetung ist Ausdruck tiefster Wertschätzung und Dankbarkeit. Bräuchten wir nicht längst eine Ökumene der gemeinsamen Anbetung des Herrn? Ansehen, Machtpositionen und Sicherheiten sind uns als Kirchen vielfach schon genommen. Kirchliches Versagen ist offenkundig. Mit Gewissheit macht es keinen Sinn, der verlorenen volksgeschichtlichen Größe nachzutruern und Schuldige dafür zu benennen – kirchliche Erneuerung beginnt mit dem Niederknien vor dem Herrn der Geschichte.

Zusammenfassung: Gott im nervösen Getriebe unserer Zeit mit neuer Leidenschaft zu suchen, ihn in den vielen bunten Gesichtern und menschlichen Geschichten sowie im Verlust vertrauter Sicherheiten wahrzunehmen – das macht unser Christsein aus. Dieser Gott ist nicht anonym geblieben, sondern hat sich gezeigt, wie er wirklich ist. In Jesus ist er berührbar und „angreifbar“ mitten unter uns, alles andere als eine abstrakte Größe. Ihn zu finden, war nicht nur die große Freude der Sterndeuter. Auch wir leben aus der frohen Gewissheit über seine bleibende Gegenwart – im heiligen Wort, in unseren Gemeinschaften, im eucharistischen Brot und in jedem Menschen. In seiner heilsamen und versöhnenden Gegenwart ist die Einheit der Kirche und der ganzen Menschheit begründet.